

The illustration depicts a young woman with dark, wavy hair, wearing a dark green, double-breasted coat with a black collar and buttons. She stands in the foreground, holding two brown suitcases. The background is a warm, reddish-orange sky with several falling autumn leaves. In the distance, the Brandenburg Gate is visible, with a shadow of a person walking cast on the ground in front of it.

*Eine Art
Familientreffen*

Judith Kerr

Ravensburger

seltsam, sich vorzustellen, dass irgendwo dort unten Papa begraben lag. Wenn Mama stirbt, würden sie sie wohl neben ihm begraben. Wenn Mama stirbt, dachte sie plötzlich fast gereizt, werde ich das Kind zweier Selbstmörder sein.

Es klickte; etwas wurde auf den Klapp Tisch vor ihr hingestellt, und Anna bemerkte eine Stewardess neben sich.

»Ich dachte mir, ein Kaffee würde Ihnen vielleicht gut tun«, sagte sie.

Anna trank ihn dankbar.

»Es tut mir so leid«, sagte das Mädchen mit amerikanischem Tonfall, »ich habe gehört, dass Sie einen Krankheitsfall in der Familie haben.«

Anna dankte ihr und starrte dann wieder in den strahlenden Himmel und die sich auflösenden Wolken unten. Was erwarte ich eigentlich?, fragte sie sich. Konrad hatte nur gesagt, dass Mamas Zustand unverändert sei, über den Zustand selbst hatte er nichts gesagt. Und das war gestern Abend gewesen. Aber jetzt ... Nein, dachte Anna, sie ist nicht tot. Das würde ich spüren.

Als sie sich dem Ziel näherten, versuchte sie sich vorzustellen, wie es sein würde, Konrad wiederzusehen. Jedenfalls würde es nicht schwer sein, ihn zu erkennen, er war so groß und dick. Er überragte die anderen Leute. Er würde sich auf seinen Spazierstock stützen, wenn er wieder Rückenbeschwerden hatte, was häufig der Fall war; sein seltsam unproportioniertes Gesicht würde sie anlächeln, und er würde etwas Tröstliches sagen. Er würde gelassen sein. Man musste gelassen sein, wenn man unter Hitler in Deutschland blieb, um als jüdischer Anwalt andere Juden zu verteidigen.

Er war sogar gelassen geblieben, als man ihn in ein Konzentrationslager geschickt hatte. Er hatte sich ruhig und unauffällig verhalten und hatte so mehrere Wochen überlebt, bis es seinen Freunden gelang, ihn freizubekommen. Es war ihm nichts allzu Schlimmes geschehen, aber er sprach nie über das, was er gesehen hatte. Er sagte nur: »Du hättest mich sehen sollen, als ich herauskam«, und dann klopfte er sich auf seinen Bauch und setzte sein schiefes Lächeln auf: »Schlank – wie ein griechischer Jüngling.«

Er hatte bestimmt dafür gesorgt, dass Mama die beste ärztliche Versorgung zuteilwurde. Er war sehr praktisch. Anna erinnerte sich, wie Mama ihr erzählt hatte, dass er in England seine Frau und zwei Töchter durch Fabrikarbeit ernährt hatte. Die Töchter waren jetzt erwachsen, aber er schien nicht sehr an ihnen zu hängen und fuhr selten nach Hause.

»Wir nähern uns jetzt dem Flughafen *Tempelhof*«, sagte die Stewardess, und die Vorschriften über Sitzgurte und Zigaretten leuchteten auf.

Anna schaute zum Fenster hinaus. Sie waren immer noch hoch, und der Flughafen war noch nicht in Sicht. Wahrscheinlich gehört das alles noch zu Ostdeutschland, dachte sie, während sie auf die Felder und die kleinen Häuser hinuntersah. Sie sahen nicht anders aus als anderswo, und wahrscheinlich hatten sie unter den Nazis genauso ausgesehen.

Hoffentlich landen wir nur auf der richtigen Seite, dachte sie.

Als sie das letzte Mal in Berlin gelandet war, war Richard bei ihr gewesen. Sie waren kurz entschlossen herübergekommen, um Mama mitzuteilen, dass sie heiraten würden. Es hatte eine eigentümlich gespannte Stimmung geherrscht, obwohl sie so glücklich gewesen war. Sie war ungern nach Berlin gekommen, und teils lag es auch an Mama. Nicht, dass Mama gegen ihre Heirat gewesen wäre – im Gegenteil, sie war entzückt gewesen. Aber Anna wusste, dass Mama jahrelang im Geheimen den Traum gehegt hatte, sie würde jemanden heiraten, der ganz anders war.

In Putney, als Papas Gesundheit sich immer mehr verschlechterte und alles so hoffnungslos schien, hatte Mama ständig von dieser Heirat fantasiert. Es würde ein Lord sein – ein sehr vornehmer Lord mit einem großen Gut auf dem Land. Anna würde bei ihm in seinem Schloss wohnen und Mama auf dem Witwensitz (es gehörte immer ein Witwensitz zum Schloss, wie sie Anna erklärte). Eine apfelwangige Haushälterin würde Muffins backen, die Mama vor ihrem Kaminfeuer verzehrte, und an schönen Tagen würde Mama auf einem Schimmel durch den Park reiten.

Natürlich hatte sie das nicht ernst gemeint. Es war nur ein Scherz gewesen, um sie beide aufzuheitern, und im Übrigen konnte Mama, wie Anna ihr öfter vorgehalten hatte, doch gar nicht reiten. Und trotzdem, als sie Mama von Richard erzählte, wusste sie, dass Mama voller Bedauern von einem Bild in ihrem Hinterkopf Abschied nahm, das sie selbst hoch zu Ross zeigte, umgeben von Reitknechten oder Hunden oder was immer sie sich vorgestellt hatte, und dabei war es Anna unbehaglich geworden.

Und es war noch etwas anderes: Mama konnte sich unter Richards Arbeit nichts Richtiges vorstellen. Den größten Teil ihrer Informationen über England bezog sie von Max, der ihr als aufstrebender junger Anwalt eine zuverlässigere Quelle schien als Anna mit ihren künstlerischen Interessen, und Max hatte ihr gesagt, dass er keinen Fernsehapparat besitze, sie aber planten, einen für das Au-Pair-Mädchen anzuschaffen. Anna hatte Angst gehabt, Mama könne etwas Unpassendes zu Richard sagen oder etwas über ihn, wenn er in der Nähe war: Mamas Stimme war so laut.

Das war natürlich dumm, denn Richard konnte sehr wohl für sich selbst eintreten. Aber sie war Konrad dankbar gewesen, der Mama an gefährlichen Themen vorbeisteuerte. Sobald Mama anfing, über Literatur oder Theater zu sprechen (sie gab sowieso nur Papas Ansichten wieder, und das nicht einmal immer korrekt), sobald sie also mit diesen Themen anfing, hatte er sie mit seinem lieben schiefen Lächeln angesehen und gesagt: »Es hat keinen Zweck, in meinem Beisein darüber zu sprechen. Du weißt ganz genau, dass ich keine Bildung habe.«

Das Flugzeug kippte nach einer Seite. Über den Flügel hinweg konnte Anna plötzlich

Berlin und den Flughafen dahinter ganz nah sehen. In einer Minute werden wir unten sein, dachte sie, und ganz plötzlich hatte sie Angst.

Was würde Konrad ihr sagen? Würde er ihr vorwerfen, dass sie Mama so lange nicht geschrieben hatte? Und wie würde sie Mama vorfinden? Bei Bewusstsein? Unter einem Sauerstoffzelt? Im Koma?

Während der Erdboden auf sie zukam, war es wie damals, als sie in der Schule zum ersten Mal vom Zehnmeterbrett gesprungen war. Ich stürze hinein, dachte sie. Jetzt muss es sein. Sie sah mit Bedauern, dass nicht einmal ein Wolkenschleier sie aufhielt. Der Himmel war klar, die Mittagssonne brannte auf das Gras unten und auf den Asphalt der Landebahn, die auf sie zugestürzt kam. Dann setzten die Räder auf, sie rasten kurz über die Landebahn und blieben dann zitternd stehen. Es war nichts mehr zu machen. Sie war da.

Konrad stand neben dem Eingang der Ankunftshalle und stützte sich auf seinen Spazierstock, so wie sie es erwartet hatte. Sie ging durch das Gebraus deutscher Stimmen auf ihn zu, und als er sie erkannt hatte, kam er ihr entgegen.

»Hallo«, sagte er, und sie bemerkte, dass sein großes Gesicht erschöpft und wie ausgelaugt aussah. Er umarmte sie nicht, wie er es sonst tat, er lächelte sie nur an und schüttelte ihr förmlich die Hand. Sie ahnte sofort Schlimmes.

»Wie geht es Mama?«, fragte sie.

Er sagte: »Unverändert.« Dann sagte er ohne Umschweife, dass Mama im Koma liege, dass der Zustand der Gleiche sei seit Samstagmorgen, als man sie gefunden hatte, und dass die Behandlung schwierig war, weil man lange nicht wusste, was für Tabletten sie genommen hatte. »Ich habe heute Morgen an Max telegraphiert«, sagte er.

Sie sagte: »Sollen wir zum Krankenhaus fahren?«

Er schüttelte den Kopf. »Es hat keinen Sinn. Ich komme gerade von dort.«

Dann drehte er sich um und ging auf seinen Wagen zu. Trotz der Rückenbeschwerden und des Spazierstocks ging er rascher als Anna, so, als wolle er ihr entkommen. Sie eilte in immer größerer Angst durch den Sonnenschein hinter ihm her.

»Was sagen denn die Ärzte?«, fragte sie, damit er sich umdrehen musste, und er sagte mit müder Stimme: »Immer das Gleiche. Sie wissen es nicht.« Damit ging er weiter.

Das war schlimmer als alles, was sie erwartet hatte. Sie hatte erwartet, er würde ihr Vorwürfe machen, weil sie ihrer Mutter nicht geschrieben hatte, aber dass er nichts mehr mit ihr zu tun haben wollte, darauf war sie nicht gefasst gewesen. Mit Schrecken stellte sie sich vor, dass sie all das Schwere, das auf sie zukam, ohne seinen Beistand würde durchstehen müssen. (Wenn nur Richard hier wäre, dachte sie – aber sie verscheuchte den Gedanken gleich wieder, es hatte keinen Sinn.)

Als sie beim Auto ankamen, hatte sie ihn eingeholt und ihn gestellt, bevor er den

Schlüssel ins Schloss stecken konnte.

»Es war meinetwegen, nicht wahr?«, sagte sie. »Weil ich nicht geschrieben hatte.«

Er ließ die Hand mit dem Schlüssel sinken und sah sie fassungslos an.

»Es wäre natürlich gut, wenn du deiner Mutter öfter schriebest«, sagte er, »und wenn auch dein Bruder das täte. Aber das ist nicht der Grund, warum sie versucht hat, sich umzubringen.«

»Aber warum dann?«

Es entstand eine Pause. Er wandte den Blick von ihr ab, schaute über ihre rechte Schulter, als hätte er plötzlich in der Ferne jemanden entdeckt, den er kannte. Dann sagte er steif: »Sie hatte Grund anzunehmen, dass ich ihr nicht treu war.«

Ihr erster Gedanke war: Das ist unmöglich, er macht mir etwas vor. Das sagt er nur, um mich zu trösten, damit ich mir keine Vorwürfe mache, falls Mama stirbt. Um Himmels willen, dachte sie, in ihrem Alter! Aber dann dachte sie: Bei klarer Überlegung konnte ich ja wohl nicht annehmen, dass Mamas Beziehungen zu Konrad völlig platonisch seien. Aber das!

Sehr vorsichtig sagte sie: »Liebst du jemand anderen?«

Er gab eine Art von Schnauben von sich: »Nein!«, und dann sagte er im gleichen steifen Ton: »Ich hatte eine Affäre.«

»Eine Affäre?«

»Es war nichts.« Er schrie jetzt beinahe vor Ungeduld. »Ein Mädchen in meinem Büro. Nichts.«

Sie versuchte, darauf eine Antwort zu finden, aber es gelang ihr nicht. Völlig ratlos kletterte sie ins Auto.

»Du musst sicher etwas essen.«

Er schien so erleichtert, die Sache mit der Affäre ausgespuckt zu haben, dass sie dachte, es muss wohl doch wahr sein. Während er den Wagen startete, sagte er: »Ich möchte dir deinen Aufenthalt hier so angenehm wie möglich machen. Soweit es die Umstände erlauben. Ich weiß, dass deine Mutter das wünschen würde. Wenn möglich, sollte es sogar ein kleiner Urlaub sein. Ich weiß, dass du diesen Sommer nicht weggekommen bist.«

Um Gottes willen, dachte sie.

Er machte eine ungeduldige Geste. »Ich verstehe natürlich, dass du alles darum geben würdest, nicht hier zu sein, sondern daheim bei Richard. Ich wollte nur sagen, wenn du nicht im Krankenhaus bist – und im Augenblick kannst du dort nicht viel tun –, dann solltest du es so angenehm haben, wie es nur geht.«

Er warf ihr einen Blick zu, und sie nickte, da er einen solchen Wert auf ihre Zustimmung zu legen schien.

»Also gut«, sagte er, »dann wollen wir damit beginnen, dass wir in ein nettes Lokal

essen gehen.«

Das Restaurant lag zwischen den Kiefern des Grunewalds, ein beliebter Ausflugsort, der an diesem schönen Sonntag überfüllt war. Einige Gäste saßen sogar an kleinen Tischen im Freien, in Mäntel und Schals verpackt, denn die Luft war kühl.

»Erinnerst du dich an das Lokal?«, fragte er.

Eine ferne Erinnerung hatte sich in ihr geregt – die Form des Gebäudes, die Farbe der Steine kamen ihr bekannt vor.

»Vielleicht bin ich schon mit meinen Eltern hier gewesen. Nicht um zu essen, nur um etwas zu trinken.«

Er lächelte. »*Himbeersaft*.«

»Stimmt.« Natürlich Himbeersaft. Das tranken deutsche Kinder immer.

Drinnen waren die Fenster beschlagen vom Atem der vielen Gäste, die es sich schmecken ließen, deren Mäntel an Haken an der braunen Täfelung nebeneinander hingen. Darüber prangten zwei Hirschgeweihe und das Bild eines Jägers mit Gewehr. Die lauten fröhlichen Stimmen übertönten das Geklirr von Messern und Gabeln, und Anna war gerührt und gleichzeitig misstrauisch, wie immer, wenn sie den Berliner Akzent hörte, der ihr von der Kindheit her so vertraut war.

»Diese Sache mit deiner Mutter hat sich über fast drei Wochen hingezogen«, sagte Konrad auf Englisch, und die Stimmen, die die zwiespältigen Assoziationen auslösten, wichen in den Hintergrund. »So lange hat sie es gewusst.«

»Wie hat sie es herausbekommen?«

»Ich habe es ihr gesagt.«

Warum, dachte sie, und als ob er sie gehört hätte, fuhr er fort: »Wir bewegen uns in einem so engen Kreis. Ich hatte Angst, sie würde es von jemand anders hören.«

»Aber wenn du diese Frau nicht liebst – wenn alles vorüber ist?«

Er zuckte die Schultern. »Du weißt, wie deine Mutter ist. Sie sagte, es könne nie wieder zwischen uns so werden wie zuvor. Sie sagte, sie hätte zu oft in ihrem Leben neu angefangen, sie hätte genug, und du und Max, ihr wärt erwachsen und brauchtet sie nicht mehr.« Er schwenkte die Hand, um all die anderen Dinge anzudeuten, die Mama gesagt hatte und die Anna sich nur zu gut vorstellen konnte. »Sie hat seit fast drei Wochen von Selbstmord gesprochen.«

Aber er hatte nicht ausdrücklich gesagt, dass zwischen ihm und der anderen Frau alles aus sei.

»Die Affäre ist natürlich vorbei«, sagte er.

Als das Essen kam, sagte er: »Nach dem Essen gehen wir ins Krankenhaus. Dann kannst du deine Mutter sehen und vielleicht mit einem der Ärzte sprechen. Aber erzähl mir jetzt